

Der Krieg im altdeutschen Epos

Von Prof. Dr. Otto Behaghel

Ich habe nicht die Absicht, zu untersuchen, was wir aus den altdeutschen Epen an geschichtlicher Erkenntnis für unser altes Kriegswesen gewinnen können. Etwas anderes wollen wir wissen: Wie haben die alten Dichter den Krieg geschaut? Mit welchen Bildern vom Kriege haben sie die Einbildungskraft ihrer Zeitgenossen gefüllt?

Die Quellen, aus denen wir bei Beantwortung dieser Fragen zu schöpfen haben, sind freilich nicht alle von gleicher Beweiskraft, denn viele von ihnen sind nach französischer Vorlage gearbeitet. Aber die deutschen Dichter bewegen sich doch mit großer Selbständigkeit; sie lassen weg und tun hinzu; Dinge, die der heimischen Vorstellung widersprochen hätten, würden sie nicht aufgenommen haben.

Unsre altdeutsche Dichtung hat ihre höchste Vollenendung erreicht um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts, zu einer Zeit hoher Geistesbildung, ausgesuchter Verfeinerung des höfischen Wesens, in der Blütezeit des Rittertums und des Frauendienstes. Aber es war zugleich eine Zeit schweren Ringens, die Zeit der Kreuzzüge, der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Welfen und Hohenstaufen. Doch der Lärm der großen Welt bringt nicht hinein in die Dichtung; sie bleibt weltfremd wie die Dichtung Goethes und Schillers in den Tagen erschütternder Zeitbewegungen. Nur Wolfram von Eschenbach, der große Realist, verrät gelegentlich, daß er wirklich in seine Zeit hineingeschaut hat: aus Anlaß einer Belagerung mit ihrer Verwüstung der Felder verweist er auf die Weinberge von Erfurt, wo mancher Pferdehuf seine Spur hinterlassen habe. Das deutet auf die Belagerung von Erfurt im Jahre 1204, wo König Philipp sich gegen die Verbündeten des Landgrafen von Thüringen verteidigte.

Ganz andre Dinge stehen für unsre altdeutschen Erzähler im Mittelpunkt ihres Schauens und ihrer Darstellung: Liebesabenteuer und Geschichten von gefährvoller Brautwerbung, allgemeine Fragen des Seelenlebens, das Spiel der Leidenschaften

von Mensch zu Mensch. Wenn dabei auch Geschehnisse des Krieges eine Stätte finden, so sind sie meist nicht um ihrer selbst willen da; sie dienen der Verflechtung und Ausgestaltung der menschlichen Einzelschicksale. So wird in Wolframs Parzival zweimal die Burg einer jungfräulichen Königin belagert, einzig zu dem Zwecke, daß der Ritter als Retter auf dem Plan erscheinen kann. So gewinnt Gahmuret, Parzivals Vater, die Hand der Mohrenkönigin Belakane, und so wird Parzival selbst der Gemahl der süßen Kondwiramur, der Vater Lohengrins. Und schließlich ist es kaum anders im Nibelungenlied und in der Kutrün. Die Heerzüge der Kutrün stehen im Dienste des Frauenraubes, und der erschütternde Untergang der Nibelungenhelden ist tatsächlich nichts als der Abschluß einer Familientragödie; er vollendet die Rache einer Gattin, der man den herrlichen Gemahl verräterisch gemordet hat.

Aber nicht nur als unmittelbar wirkende Gewalttat, wie in der Kutrün, dient der Krieg der Gewinnung eines schönen Gemahls. Auch auf Umwegen wird er als Ehestifter benützt. Im Nibelungenlied muß Siegfried in den Sachsenkrieg ziehen, um durch die Hilfe, die er den Burgunderkönigen gewährt, das Anrecht auf die Hand ihrer Schwester Kriemhild zu erhalten. Im Gedicht von König Rother wirbt der Held um die Tochter des Königs von Konstantinopel; doch dieser weist seine Werbung zurück. Um den widerspenstigen Vater vom Schauplatz zu entfernen, muß Imelot von Babilonie mit einem großen Heer hereinbrechen. Rother zieht selbst mit ins Feld; nach dem Siege eilt er voraus in die Hauptstadt und entrinnt mit der Königstochter in die Heimat.

Allerdings, beim Sachsenkrieg wie im König Rother, spielt noch etwas anderes mit herein: die Fürsten erhalten so Gelegenheit, als Helden sich ruhmvoll zu betätigen. Und selbstverständlich gehört die kriegerische Tat zum Bilde des Eroberers Alexander, den uns der Pfaffe Lamprecht um 1140 geschildert hat.

Auch das Rolandslied des 12. Jahrhunderts ist zunächst und vornehmlich der Ver-

herrlichung des einzelnen Helden gewidmet. Aber die gewaltige Roncevauschlacht, sie weitet sich aus zum Kampf zweier weltgeschichtlicher Mächte, zum Kampf zwischen Christen und Heiden. Das gleiche gilt von der Schlacht bei Aliscanz, von der Wolframs Willehalm uns berichtet.

Der Krieg an sich, nicht die Rücksicht auf einen führenden Helden oder einen leitenden Gedanken, steht im Vordergrund im Gedicht vom Trojanerkrieg, das der Hesse Heribort von Fritslar um 1190 geschrieben hat, und im Liede von der Rabenschlacht, der Schlacht bei Ravenna, einem Auschnitt aus den großen Kämpfen, in denen der landsflüchtige Dietrich von Bern mit König Ermenrich ringt um sein angestammtes Reich.

Man kann nach diesem flüchtigen Überblick nicht sagen, daß die Bedeutung des Krieges im Leben selbst seiner Rolle in der Dichtung auch nur einigermaßen entspräche. Trotzdem vermag uns die Dichtung ein ziemlich ausreichendes Bild davon zu geben, wie sich die Dichter den Krieg in seinen Einzelheiten vorgestellt haben, vom Aufruf zum Kampfe bis zum guten oder bitteren Ende. Alles ist vorhanden, Kriegslist und offener Kampf, Zusammentreffen bei Tage und Überfall in der Nacht, Belagerung und Feldschlacht, Kämpfe im brennenden Saal, wie sie im Nibelungenlied eine so verhängnisvolle Rolle spielen. Die eigentliche Seeschlacht ist freilich nicht vertreten, wohl aber Landungsgesechte, die uns die Rutrun bezeugt. Und in Veldekes deutscher Aneis greift die Flotte sogar in den Kampf auf dem Lande ein, bei der Belagerung von Albalonga: vom Schiffe kommt der Schuß, der Turnus verwundet; dieser springt ins Schiff, und der Wind treibt das Fahrzeug samt dem Feldherrn hinaus ins weite Meer.

Der Feldzug beginnt mit der Kriegserklärung und der Mobilmachung. In der Rutrun gilt russische Sitte, die den Krieg im tiefsten Frieden bereitet. Als Siegfried von Morlant Rutrun gewinnen will, da rüstet er eine Flotte und gebietet seinem Heer, in aller Heimlichkeit sich zu versammeln; dann erst erfolgt die Absage an den Fürsten von Seeland. Anders im Nibelungenlied bei Ausbruch des Sachsenkrieges. Die Boten des Sachsenkönigs erscheinen in Worms mit der Ansage des Krieges, der

innen zwölf Wochen beginnen werde. So lange Zeit also glauben die Sachsen für ihre Mobilmachung zu bedürfen, und die Burgunder bezweifeln, ob es ihnen möglich sein werde, »in so kurzen Tagen« ihre Völker zu versammeln. In Wolframs Willehalm sollen die Truppen zehn Tage nach dem Aufruf zur Stelle sein; in der Rutrun erscheinen die Mannen teils am dritten, teils am siebenten Tage; im König Rother endlich stehen dem König Konstantinus bereits drei Tage nach dem Aufgebot fünfzigtausend Mann zur Verfügung.

Die Gründe für die Kriegserklärung sind auch damals oft fadenscheinig genug gewesen. Die Abgesandten der Sachsenkönige wissen nur dies eine von ihren Auftraggebern an die Burgunderkönige zu melden: »Ihr habt ihren Zorn verdient; wir haben gehört nur das, daß euch die Herren tragen großen Haß.« Und Herwig von Seeland weiß in der Rutrun überhaupt nicht, weshalb er mit Krieg überzogen wird.

Was nun bei der Mobilmachung aufgegeben wird, das sind im wesentlichen die Scharen der Ritter, in der üblichen Ausrüstung, hoch zu Roß, nicht selbgrau gedämpft, sondern weithin leuchtend. Im Rolandslied strahlt das Heidenheer solchermaßen im Goldesglanz der Rüstungen, daß Roland geblendet wird und unfähig ist, die Stärke des Heeres zu schätzen; schneeblass, nicht grün angestrichen wie die russischen Pferde, sind die Rosse von Rother's Helden, und in Wolframs Willehalm heißt es, daß unverdeckt die Helme geleuchtet. Wenn im König Rother die Riesen den Befehl erhalten, sich mit ihren hellen Halsbergen nicht aus der Masse zu heben, damit sie nicht zu weithin leuchten, so hat das seinen besonderen Grund, denn es handelt sich um die Überraschung durch einen Überfall.

Von eigentlichem Fußvolk ist kaum die Rede; doch werden da und dort Bogenschützen genannt, so im Heere des Marsilic, des heidnischen Gegners von Roland, und im Heere des Darius. Gelegentlich aber müssen sich in der Rabenschlacht die Ritter selbst zum Fußkampf bequemen, nachdem ihnen die Pferde getötet sind.

Neben den leichten Truppen der Bogenschützen ist im Heere des Darius die schwere Reiterei in merkwürdiger Weise vertreten, nämlich durch die Elefanten. Diese wer-

den mit Rotwein und Blut genährt, und sie werden von Alexander mit ehernen Bildsäulen belämpft, die glühend gemacht werden, und an denen die Elefanten leden, so daß sie elend zugrunde gehen.

Ein Gegenstück zu den grauen Angeheuern sind die Riesen im Heere König Rothers und im Heere des Aneas. Die Riesen Rothers tragen eine seltsam gemischte Bewaffnung: Schwerter, stählerne Stangen und Geißeln mit eisernen Ketten statt der Riemen, an denen große Knöpfe hängen.

Von besonderen technischen Truppen, von Pionieren und Eisenbahnern, erfahren wir nichts; doch wird uns allerlei Belagerungszeug genannt, und Alexander schlägt über den Euphrat eine Brücke aus großen Bäumen, über die freilich das Heer erst dann zu ziehen sich getraut, als der König selber darübergejagt ist. Nach dem Übergang der Truppen zerstört er, wie es heißt, »all die Spangen, daran die Brücke was gehangen«: gewiß ein wenig deutliches Bild von der Zurüstung des Bauwerks. Vom Train, von der Verpflegung wird fast gänzlich geschwiegen: nur der Realist Wolfram ist es wieder, von dem wir etwas von der Fütterung der Pferde erfahren, wenn Willehalm seinem Koffe Widen, Haber, Erbsen, Gerste und artes Heu verspricht. Bei der Einnahme einer Festung läßt Wolfram reiche Proviantvorräte in die Hand der Eroberer fallen. Drei römische Kaiser, so heißt es, hätten mit ihren Heeren da reichliche Nahrung gefunden.

Auch vom Sanitätswesen ist wenig zu melden. In der Rutrun tritt Wate, einer der vornehmsten Helden des Königs, in eigener Person als Militärarzt auf. Er verbindet zunächst sich selbst, dann bringt er allen andern Hilfe mit Pflastern und heilenden Kräutern, den Feinden freilich erst nach Erfüllung gewisser Bedingungen. Und seine Kunst, die er von einem wilden Weibe gelernt hat, ist von glänzender Wirkung: kaum hat er dem König die Wunden mit Pflaster bestrichen, so findet diesen seine Tochter bereits gesundet.

Als im Nibelungenlied der Feldzug gegen die Sachsen beendet ist, werden zahlreiche Gefangene eingebracht, dazu achtzig Bahren mit Schwerverwundeten, die zumelst Siegfrieds Schwert getroffen hat. Das soll natürlich vor allem Siegfried als gewaltigen

Helden erweisen, aber es ist zugleich ein Zeugnis sorgenden Königsfinnes: Gunther gebietet, die Verwundeten wohl zu pflegen, und der Dichter rühmt, daß er seine Trefflichkeit an seinen Feinden betätigt habe.

Genauere Angaben über bestimmte Heilmittel macht wieder Wolfram. Pfeilwunden weiß die Königin Gygburg bei ihrem Gemahl zu heilen, indem sie blauen Dictam mit Essig und dazu Bohnenblüte anwendet. Und es fehlt selbst nicht an den Anfängen der Asepe: die Wunden von Willehalm's Genossen werden mit einem Pflaster aus Ambra, Terebinthen und andern wohlriechenden Stoffen behandelt, und es wird diesem Balsam nachgerühmt, daß er die Wunden nicht faulen lasse. Oder es heißt hochpoetisch von der jungfräulichen Alice, sie sei so rein gewesen: man hätte ihre Reinheit auf eine Wunde binden können, die der Brand befallen hat.

Gelegentlich tritt auch die Feldgeistlichkeit hervor. Mit dem Heere Dietrichs zum Beispiel ziehen zahlreiche Kapläne und ein Bischof. Von ihrer Tätigkeit erfahren wir nicht etwa, daß sie Verwundete getröstet oder Tote eingesegnet; man bedarf ihrer vielmehr vor dem Beginn der Schlacht. Im Rolandslied beichten da die Helden und empfangen das Abendmahl, und in der Rabenschlacht sind vor Eintritt in den Kampf vierhundert Kapläne tätig, dem Heer die Beichte abzunehmen.

Eine Feldpost gibt es nur in der Richtung von der Kampfstatt zur Heimat; die zu Hause geblieben sind, müssen erfahren, was draußen geschehen ist. So sendet Gunther Boten nach Worms nach dem Siege über die Sachsen. Ein andermal ist es der Fürst selber, der Botendienste verrichtet, denn die Botschaft wird in den Dienst der Handlung gestellt. Rother wird von Konstantin nach der Hauptstadt entsendet, um den großen Sieg über Imelot zu melden. Aber er bringt falsche Kunde: der König sei geschlagen, und Imelot bringe heran. So erscheint die Flucht als das einzige Heil: er bringt die Königsstochter auf sein Schiff, und dort erst erfährt sie die Wahrheit.

Nur eins fehlt gänzlich, die Presse. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung hat man das fahrende Volk, die Spielleute des Mittelalters, als die Journalisten jener Tage bezeichnet. Aber gerade als die Träger kriegs-

rischer Kunde spielen sie in unsern Epen kaum eine Rolle. Und das »Lügen« besorgen die Kämpfer selber. Aber es ist bezeichnend für das Urteil der Dichter: die Lügner, die Großmäuler stehen jeweils auf der Gegenseite, bei den Feinden des Helden, bei den Feinden derer, denen des Dichters Anteil gilt.

Nachdem in der Roncevalschlacht eins der heidnischen Heere vernichtet ist, kehrt als einzig Überlebender einer der Fürsten zu Marsilie zurück. Prahlend verkündet er, Roland und seine Gefellen seien erschlagen; er selbst habe zwei ihrer besten Helden im Kampfe gefällt. Wenn trotzdem die Heiden überwunden sind, so trägt die Schuld ein Hinterhalt, den die Feinde gelegt haben, und auch das letzte fehlt nicht, seine Schlussworte sind: Genelun hat uns verraten. Im Alexanderlied wird berichtet, daß Darius von zweien seiner eignen Leute erschlagen worden ist. Als aber in der Schlacht die Leute des Porus wankend werden, da reizt er sie auf mit der Erinnerung an Darius, den Alexander habe ermorden lassen, und ganz modern stellt er ihnen weiter vor: Wenn ihr nicht wie Helden fechtet, so glaubt mir, sie werden vor euren Augen eure lieben Kinder schänden und uns in die Fremde treiben, fort aus unserm Lande.

Wie kommen nun diese Heere zustande, und wie groß ist ihre Stärke? Von einer eigentlichen Aushebung, von dem Aufgebot einer bestimmten Zahl von Mannschaften, ist nirgend die Rede. Ein einziges Mal erfahren wir die Größe der Truppenkörper, die sich zum Kriege stellen sollen. Als Darius seine Fürsten in das mesopotamische Feld entbietet, da fügt der Dichter hinzu: Nun will ich euch verkünden, wieviel Mann eine Schar haben soll: 6000 sollen es sein.

Im allgemeinen sind es bestimmte, abgeschlossene Kontingente, die dem Herrscher zuziehen; das Heer besteht aus den großen Gefolgschaften, den Aufgeboten von Lehns-
mannen, über die der einzelne Große verfügt. Dieser Zugzug erscheint durchaus als eine freiwillige Leistung der einzelnen Herren, die zum Beispiel im Gebicht von der Rabenschlacht einer nach dem andern erklären, wieviel Truppen sie stellen wollen und können. Wie lose das Band ist, das den Herrscher mit den einzelnen Aufgeboten verknüpft, zeigt anschaulich ein Zwischenfall

im Willehalm: angesichts des furchtbaren Feindes stellt es Willehalm den einzelnen Scharen frei, dem Kampfe fern zu bleiben, und von diesem Angebot wird mehrfach Gebrauch gemacht, freilich unter lebhafter Mißbilligung durch den Dichter.

Es gibt aber noch ein andres Mittel, die Streitkräfte zu verstärken: das erprobte Verfahren der Zwangsanleihe bei den Neutralen. Als in der Rutrun König Hetel der Schiffe bedarf, da meldet ihm Wate, daß in der Nähe siebenzig Schiffe mit Pilgern ankern. Die Schiffe werden in Beschlag genommen samt den Vorräten an Lebensmitteln; die sollen den Pilgern bezahlt werden, wenn das Heer wieder zurückkehrt. Die Pilger selbst werden ausgeschifft, jedoch über 500 der kräftigsten zum Eintritt in das Heer gepreßt.

Wie stark sind nun diese Heere gewesen? Auf zweierlei Weise erhalten wir darüber Auskunft: durch Mitteilungen über die Größe der einzelnen Aufgebote und durch Angaben über den Gesamtbestand. In beschriebenen Grenzen bewegen sich die Einzelscharen in der Rutrun: vier von Hetels Helden bringen 1000, 2000, 4000, 4000 Mann. Ganz anders lauten die Zahlen beim Heere Dietrichs von Bern. Etel selber, an dessen Hofe Dietrich landflüchtig weilt, stellt ihm 1000 Mann zur Verfügung; außerdem werden ihm noch 23 Aufgebote zugeführt, im ganzen, wenn wir zusammenzählen, 190 500 Mann. Im Heere seines Gegners Ermenrich erscheinen Scharen von 30 000, 36 000, 40 000 Mann, und 54 Fürsten sind es, die sich ihm zur Verfügung stellen. Im Heere des Darius sind einzelne Völker 50 000, 70 000, 80 000 Mann stark angerückt.

Die Gesamtzahl beträgt beim Heere Willehalm's 20 000, bei dem Alexanders 120 000, bei Darius 630 000 Mann, bei Ermenrich 1 100 000. Aber die nackte Zahl ist wenig anschaulich; so greifen die Dichter zu Angaben allgemeinerer Art. Imelots Kriegszug ist die allergrößte Heerfahrt, die je geritten ward. In der Rabenschlacht ist das Gefilde zwei Tagereisen weit mit Kriegern bedeckt. Von Marsilies Heer wird gesagt: sie füllten Berg und Tal und all das Gefilde; die Vögel unter dem Himmel fallen tot nieder von dem ungeheuren Lärm.

Mit Vorliebe richten die Dichter ihre Angaben so ein, daß die Helden gegen die

übermacht kämpfen. Den 40 000 Mann der Sachsenkönige stellt Siegfried nur 1000 gegenüber; im Rolandslied kommen auf je 12 000 der Heiden nur 1100 oder 1500 von Rolands Mannen. So sind denn auch bei den Verlusten die Feinde überstark beteiligt; läßt doch bei Beldefe Turnus zwanzigmal mehr Tote zurück als Aeneas.

Diese Gesamtzahlen kommen beim Dichter nicht etwa durch Zusammenzählen der Einzelposten zustande. Schon deshalb nicht, weil nicht jedes Aufgebot mit Zahlen versehen wird. Nach längerem Aufzählen merkt etwa der Dichter, daß es des Guten zuviel wird, und er erklärt, daß er kaum den dreißigsten Teil der Leute benennen könne. Beldefe nennt 140 000 Mann als die Stärke von Turnus' Heer, aber nur von sechs Abteilungen wird die Stärke gemeldet. Bogenschützen und andres mindere Volk werden überhaupt kaum des Zählens wert erachtet; sehr bezeichnend ist eine Stelle in Beldefes Eneide: sollte man Schildknechte klagen, so möchte da großer Jammer ertönen. Der Hauptgrund aber ist noch ein anderer. Die neuere geschichtliche Forschung hat uns gelehrt, daß das Mittelalter nur mangelhaft gerechnet hat und zumal mit großen Zahlen nicht umzugehen wußte. Daher sind zum Beispiel die gewaltigen Angaben der mittelalterlichen Jahrbücher über die Bevölkerung großer Städte reine Erzeugnisse der Einbildungskraft.

So stimmt denn auch in unserm Falle nirgend die Rechnung, wo wir Gelegenheit haben, verschiedene Angaben über dieselbe Größe einander gegenüberzustellen. In der Rabenschlacht kommen auf 300 000 Mann 400 Kapläne, die vor der Schlacht die Beichte abzunehmen haben, also auf einen Geistlichen etwa 7500 Beichtende; in der Ruotrun werden 80 000 Mann auf zwanzig Schiffe befördert, danach müßte ein Schiff durchschnittlich 4000 Mann aufgenommen haben. Im Rolandslied werden 20 000 Mann in zwölf Teile geteilt: ein Zwölftel von 20 000, das wären 1660 Mann, aber die Zahlen, die der Dichter tatsächlich nennt, sind bald 1100, bald 1500. Wenn wir die Aufgebote des Darius zusammenzählen, so ergeben sich 313 000 Mann, abgesehen von einer unbestimmten Summe, die auf die nicht gezählten Meder fällt; aber des Dichters eigne Gesamtzahl lautet 630 000 Mann.

Die strategische Gliederung dieser Massen hat unsern Dichtern wenig Kopfzerbrechen bereitet. Wie sie eingerückt sind, so ziehen sie auch in den Kampf, als selbständige Heerhaufen, unter der Führung ihrer angestammten Herren, die zugleich ihre Fahnenträger sind. Nur selten erfahren wir von andern Anordnungen. In Beldefes Eneide hat Turnus 3000 Ritter zu sich genommen, die er in drei Scharen zerlegt. Im König Rother werden zwei Heere gebildet für den Kampf gegen Imelot; das eine führt Rother selbst, das andre König Konstantinus. Im Rolandslied zerfallen die Christen, den zwölf Paladinen entsprechend, in zwölf Heerhaufen; demgegenüber läßt Marfilie seinerseits zwölf Armeekorps bilden von je 12 000 Mann, und diese wieder schließen sich zu vier größeren Massen von je 36 000 zusammen. In der großen Nachschlacht nach Rolands Untergang bildet Karl der Große zwei Körper von je 30 000 und sechs von je 20 000 Mann unter Führern, die er für diesen Zweck eigens bestimmt; 100 000 behält er zu seiner persönlichen Verfügung. Gleichfalls im Rolandslied wird berichtet, daß eine Reserve von 2000 Mann bereitgestellt war, die helfen sollte, wo eine Schar in Bedrängnis käme.

Bei den Berichten über den Verlauf des Krieges müssen wir zweierlei unterscheiden: die offene Feldschlacht und den Belagerungskampf, die nicht wie heute eng verknüpft sind. Wir haben sogar ein merkwürdiges Zeugnis, das die Verbindung beider ausdrücklich ablehnt: drei Feldstürme, so heißt es in der Ruotrun, stritten sie mit den Mohren; da hatten die Burgen Frieden »nach ritterlicher Sitte«.

Dem eigentlichen Kampfe geht die Aufklärung voraus. Hartmut will Hetels Tochter entführen, der gerade in der Ferne Krieg führt. Hartmut sendet Rundschafter auf den Schauplatz des Kampfes, um zu erfahren, wie lange etwa Hetel von Hause ferngehalten wird. Vielfach sind es aber die Fürsten selbst, die Patrouille reiten, im Einklang mit der Neigung der Dichter, ihre Helden überall in den Vordergrund zu stellen. So reitet Roland, so reitet Willehalm auf einen Berg zum Zwecke der Aussicht. Zugleich aber kann ein solcher Ritt entscheidend in die Handlung eingreifen: Siegfried und Liudegast reiten vor ihren Heeren auf Rund-

schaft; die beiden treffen zusammen, der Sachsenkönig wird schwer verwundet und gefangen genommen.

Vom Verlauf der Schlacht erfahren wir im ganzen nur wenig. Von den Maßnahmen der Führer, von den Bewegungen der großen Massen ist so gut wie gar nicht die Rede. Und das liegt schließlich im Wesen der Sache selbst. Eine Schlacht ist ungemein schwer zur Anschauung zu bringen. Auch die Dichtung späterer Zeiten hat hier ziemlich versagt. Selbst einem Zola ist es nicht gelungen, die Schlacht von Sedan wirklich in uns erstehen zu lassen; Grenissen und Bloem erringen einen vollen Erfolg nur in der Zeichnung des kleinen Einzelbildes. So wissen auch die Dichter des Mittelalters kaum etwas andres zu tun, als daß sie den Gesamtkampf in eine Fülle von Einzelkämpfen auflösen, die sich wenig voneinander abheben. Wieder entspricht das zugleich dem allgemeinen Bedürfnis der Dichter; sie brauchen einzelne Helden, nicht Massen. Die Fürsten, die Herrscher entscheiden die Schlacht. Alexander und Porus werden eins, durch ihren Zweikampf das Los des Krieges zu bestimmen. Als Liudegast sich Siegfried ergibt, hat der Streit sein Ende gefunden; ebenso wie im Rolandslied der Fall des obersten Heidenkönigs die Entscheidung bringt.

Bestimmte einzelne Züge bietet uns namentlich das Rolandslied. Roland läßt von 1000 Mann eine Höhe besetzen und kommt so dem Gegner in der Gewinnung dieses Punktes zuvor. Als er merkt, daß er von vier Seiten zugleich angegriffen wird, läßt er die Seinen Karree bilden: »Rehrt die Rücken aneinander!« Die Heiden bedecken sich hinter einem Graben. Als ihr Heer ins Wanken gerät, da bedroht Marfilie die Fliehenden mit dem Tode. Im letzten Verzweiflungskampf ist Karl beinahe schon von Feinden umringt. Vier Heere nacheinander führen die Heiden in die Schlacht.

Wolfram erzählt, daß der eine König streitet, bis der andre zum Kampf bereit ist, und daß müde Scharen aus dem Felde scheiden, frische Truppen für sie einrücken. Als die von Willehalm besiegten Krieger die Flucht ergreifen, gerät ein Teil von ihnen in die Sümpfe. In der Rutrun trifft es sich, daß die Truppen ins eigne »Feuer« geraten, indem Horant einen der Seinen im

Dunkel der Nacht erschlägt. Die Rutrun erzählt auch, daß eine Schlacht zwölf Tage dauert; dann zieht sich das eine der Heere in eine Feste zurück, um sich dort zu erholen; mancher freilich wäre lieber gleich daheim gewesen.

Mit Vorliebe werden Dinge gemeldet, bei denen die List, die Überraschung eine Rolle spielt. Alexander geht zu den Feinden, als sein eigner Bote verkleidet, König Rother in Pilgrimsgehalt hinein nach Konstantinopel. Ein Perser, in das Gewand des Griechen gehüllt, verwundet Alexander von hinten. Als Roland bereits schwer getroffen ist, da will ein Heide sich an ihn machen; er bestreicht sich ganz mit Blut und schleicht ihm heimlich nach. Beliebt ist Hinterhalt und Überfall. Ehe Rother verkleidet in die Stadt hineingeht, verdeckt er sein Heer im gebirgigen Walde nahe dem Strand. Als er erkannt ist und am Galgen sterben soll, erbittet er sich jene Stelle als die Stätte seines Todes; sein Heer bricht los und bringt die Befreiung. In der Nacht fahren Ortwin und Herwig vor Hartmuts Burg, und am Morgen sieht sich dieser vom Feinde umlagert. Eine nächtliche Umgehung meldet die Rabenschlacht. 20 000 Mann von Dietrichs Truppen marschieren in der Nacht in den Rücken von Ermenrichs Heer, wo sie bei Tagesanbruch eintreffen und sich in einem Tal verbergen. Als dann Ermenrichs Macht sich in Bewegung setzt, da rücken sie hinter ihm her. Sie führen Ermenrichs eigne Fahne, so daß niemand Verdacht schöpft. Dann brechen sie endlich los. Aber es war kein großer Stratege, der diesen Bericht geschrieben hat. Man spürt nichts von einer Überraschung, von einer besonderen Wirkung dieses Überfalls; ja, es wird kaum deutlich gesagt, daß der Angriff zugleich von vorn und im Rücken erfolgt. Spät erst erfahren wir, daß auch Dietrichs Hauptmacht den ganzen Tag gekämpft hat, und daß die beiden Heeresteile am Mittag zusammen treffen. Aber nach dieser Vereinigung, die doch vernichtend sein mußte, geht der Kampf noch immer weiter.

Wirksamer, aber zugleich phantastischer ist der Überfall, der im König Rother ausgeführt wird. Als Konstantins und Imelots Heere sich gegenüberliegen, da rüstet sich nächtlicherweise Rother zum Aufbruch; eine Demonstration der Zurückbleibenden

muß den Abzug verdecken. Rother umreitet die Heidschaft und stellt sich, als ob er Imelot neuen Zuzug brächte. Man weist ihn nach Imelots Zelt. Asprian, einer von Rother's Riesen, zückt das Schwert gegen Imelot, und »gefangen war der mächtige Mann«. In wenigen Zeilen wird dann berichtet, wie die Heiden in die Flucht geschlagen werden, und der Krieg ist zu Ende.

Stemlich viel wird uns von Belagerungen erzählt. Im Herzog Ernst wird Regensburg belagert. In Velbikes Eneide spielen Belagerungen wiederholt eine Rolle. Wir hören hier von Raubzügen durch das flache Land, die die Aufgabe haben, die Burg für ein Jahr mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Fremden werden aufgefordert, die Feste zu verlassen, um ihr Leben zu retten. Die Mannschaft wird in Wachen eingeteilt. Bei einem Ausfall werden die Leute des Aneas in die Burg zurückgeschlagen. Mit den Zurückgehenden bringt Turnus in die Burg; aber das Tor wird hinter ihm geschlossen. Nur dadurch wird er gerettet, daß eine Anzahl der Verteidiger ausgesperrt ist und ihnen zuliebe das Tor wieder geöffnet wird.

Im Parzival werden zweimal feste Städte belagert; den Eingeschlossenen erwächst große Bedrängnis und schlimme Hungersnot. Trotzdem zieht der hilfreiche Ritter in die Burg ein, und kein Wort verrät uns, daß es für ihn schwierig gewesen sei, durch den Ring der Belagerer zu gelangen. Breiten Raum beansprucht im Alexanderlied die Belagerung von Tyrus, dessen Mauern aus Quadersteinen gewirkt sind, gefestigt durch Mörtel, Blei und eiserne Klammern. Aber Schleudermaschinen werden gegen die Stadt errichtet, die Mauern mit Hämmern zer schlagen, griechisches Feuer in die Stadt geworfen, das auch den harten Stein durchbrennt. Ein Sturm zerstört hierauf Schiffe der Belagerer. In Abwesenheit Alexanders machen die Tyrer einen Ausfall. Aber dieser führt mächtige Türme an die Stadt heran, von denen er mit 4000 seiner Mannen auf die Zinnen der Stadt herabspringt. Trotz alledem ist von einem übersichtlichen Bilde der militärischen Maßnahmen auch hier keine Rede.

Anschaulicher wird die Belagerung von Orange geschildert, wo Willehalm's Gemahlin Gypburg sich gegen ihren Vater Terramer verteidigt. Dicht wird die Stadt um-

lagert, als ob ein wochenlanger Regen nichts als Ritter niedergegossen hätte. Zur Verteidigung trägt der Landsturm, d. h. Weiber und Kinder, Steine auf den Wehrgang. Aber Gypburg erkennt, daß die Feste auf die Dauer kaum zu halten ist; so entsendet sie ihren Gemahl, der ein Entsatzheer herbeiführen soll. Es gelingt ihm, durch die Belagerer hindurchzukommen, und hier fehlt es nicht an sorgfältiger Begründung: Willehalm trägt den Schild von Terramer's Bruder, den er erschlagen hat, und wird so für diesen gehalten, und der Dichter fügt noch hinzu: »Ihm half auch, daß er heidnisch sprach.« Als dann Terramer erkennt, daß alle Stürme vergebens sind, da läßt er Batterien um die Stadt errichten, alle Arten von schwerem Geschütz auffahren, so daß das kleine Heer Gypburg's schwere Verluste erleidet. Da muß die List helfen: den Toten auf den Zinnen werden die Helme festgebunden, sie werden an die Zinnen gelehnt und so künstlich in Bewegung gesetzt, daß die Belagerer Furcht ergreift. Die Luft wird verpestet vom Geruch der Leichen; das Heer der Belagerer wird mißmutig, sie verlangen, daß die Belagerung unterbrochen werde, daß man im benachbarten Hafen frische Luft schöpfe und neue Lebensmittel heranhole. Ein letzter nächtlicher Sturm bleibt ohne Erfolg. Zwar steht die äußere Stadt in Flammen, aber Gypburg hält sich in der inneren Stadt. Als dann Terramer abzieht, rückt Willehalm mit dem Entsatz heran.

Neben diese immerhin wenig ausgiebigen Versuche der Erzähler, uns eigentlich militärische Vorgänge vor die Augen zu stellen, treten dann aber allgemeinere Züge, mit denen der Dichter als wirklicher Dichter auf dem Plan erscheint, mit denen er auf unsre Einbildungskraft wirkt, Bilder und Vergleiche, Steigerungen und Übertreibungen. Mit Schmieden, mit Zimmerleuten werden die Kämpfenden verglichen. Sie sind wie in einer Glut außen und innen. Sie mähen die Feinde nieder wie Stroh; wie einer, der das Gras niederschlägt, so streut Alexander die Feinde. Die Geschosse, die Pfeile fliegen so dicht wie der Schnee, dichter als der Regen; die Bogen schnattern wie die Störche im Nest. Gebüngt wird die Heide, gefüllt manche Furche mit dem roten Blut; die Heiden waten im Blut bis an die Knie. Seht, wie des Meeres Wellen wogen: so

fuhr der Streit überall; hier die Ebene, dort der Hügel.

Mit einem Schlage werden im Rolandslied mehr als 6000 Mann gefällt. Alexander schlägt einen seiner Feinde von den Zähnen durch die Lenden und macht so zwei halbe Mann; Karl schlägt Paligan mitten durch den Helm: »das Haupt zerteilte er ihm in vier Stücke«, ein seltsam kunstvoller Schlag. Dem jungen Vivianz, Willehalmes Neffen, wird durch den Leib gestochen, daß ihm die Eingeweide über den Sattel hängen; aber er zwingt sie mit dem Gürtel ein und stürzt sich weiter in den Streit.

Doch der Kampf (und unsre Betrachtung) geht zu Ende. Der Sieg ist entschieden, der Gegner in die Flucht geschlagen, alle Bande aufgelöst: »da huben sich die Heiden in die Flucht«, so heißt es im Rolandslied, »da ward böse Mannszucht«. Im Willehalm geht die wilde Flucht zu den Schiffen: »wer da zuerst zu der Barke kam, der wartete des Bruders nicht«; keine Schiffsleute stehen zur Verfügung; Könige müssen selbst Fährleute sein, wollen sie das Leben retten. Noch 900 Mann werden Ermenrich auf der Flucht erschlagen; freilich eine seltsam kleine Zahl bei dem Riesenheer von 1 100 000 Mann. Die Gefangenen, die der Gegner gemacht hat, werden befreit: so werden im Willehalm die Schiffsleute gezwungen, die eiserne Bande aufzuschließen, mit denen die gefangenen Fürsten gefesselt waren. Die Toten werden an Ort und Stelle begraben, wenn es geringe Leute sind; die Vornehmen werden auf Bahren in die Heimat übergeführt.

Das Los der Überwundenen ist bitter genug. Brand und Plünderung, Vernichtung der Besiegten erscheinen als herkömmlich und selbstverständlich. So wird Iheben von Alexander ohne weiteres verbrannt. Als in der Kutrün Hartmuts Burg gefallen ist, da ruft Wate schleunig nach den Knechten mit den Säden; manches reiche Gemach wird aufgebrochen, während die andern noch kämpfen, mehr als zwei Schiffe voll Beute von bannen geführt. Als Herzog Ernst die Burgen der Feinde gebrochen hat, verstümmelt er die Dienstmänner seiner Gegner. Nach der Eroberung von Tyrus läßt Alexander 3000 der reichsten Bürger blenden

und an den Galgen hängen, weil die Tyrer an den Gesandten Alexanders sich vergriffen haben.

Aber in manchem einzelnen Falle werden doch Gründe gesucht und gefunden, um das Furchtbare zu vermeiden. Als Hartmut Matelane, Hetels Burg, eingenommen hat, da hat er Eile, das Land zu verlassen. Darum läßt er die Burg unverbrannt und verbietet das Plündern; er verspricht dafür den Seinen Ersatz in der Heimat. Als Rother zu guter Letzt über Konstantin gesiegt hat, da will ein Teil der Riesen Konstantinopel mit allen Bewohnern verbrennen. Aber es wird geschont, weil sieben Apostel und die heilige Helena sich dort niedergelassen haben.

Daß in der Kutrün am Schluß geplündert wird, ist ein starkes Zeugnis für die härtere Anschauung, denn im Grunde endet hier der Krieg in Minne; mehrere Hochzeiten geben den Abschluß, bei denen die Verbundenen den verschiedenen Lagern angehören.

Von einem förmlichen Friedensschluß ist freilich hier sowenig die Rede wie in den meisten andern Dichtungen. Dafür wird von einem solchen ausführlich berichtet in einer Dichtung, die um fast zwei Jahrhunderte zurückliegt hinter denen, die uns hauptsächlich als Quellen dienten, in dem Gedicht von Ruodlieb, das ein Tegernseer Mönch um 1024 geschrieben hat, zwar in lateinischer Sprache, aber doch ganz in der Weise des altdeutschen Epos. Ein Einfall ins Nachbarreich ist zusammengebrochen, aber der siegreiche König läßt Großmut walten, und ein feierlicher Friedensschluß wird verabredet. Die beiden Könige treffen sich auf der Brücke des Flusses, der ihre Reiche trennt; die Gefangenen werden zurückgegeben, der Friede beschworen. Man hat erkannt, daß eine Tatsache der Geschichte sich hier spiegelt: die Zusammenkunft Heinrichs II. von Deutschland und Roberts von Frankreich, die im Jahre 1023 an der Maas stattgefunden hat.

Die Maas als Grenzfluß, das ist einer der wenigen Punkte, in denen die Übereinstimmung zwischen einst und heute noch fehlt, die sonst so überraschend waltet in dem kriegerischen Treiben alter und neuer Zeit.